

Ingo Schulze: Laudatio auf Juri Andruchowytch

Auszüge aus dem Notizbuch meiner Reise im März 2005 durch die Städte Kiew, Lwiw, Iwano-Frankiwsk, Czernowitz und Umgebung unter besonderer Berücksichtigung des Trägers des „Leipziger Buchpreises zur Europäischen Verständigung“ 2006 Juri Andruchowytch

Donnerstag, 3. März 2005

Bei der Ankunft fällt der Strom auf dem Flughafen von Kiew aus, absolute Dunkelheit, die Bullaugen unseres Flugzeuges sind die einzigen Lichtpunkte weit und breit. Während die eiligen Reisenden wieder Platz nehmen müssen, streiche ich mir den Satz an: Wenn die Ukraine Aufmerksamkeit erregt, dann stets durch eine Reihe negativer Faktoren.

Anderthalb Stunden später stehe ich einer Schar Männer gegenüber, die meisten von ihnen stecken in Trainingsanzügen - lila und grau sind die häufigsten Farben -, Kaninchenfellmützen auf den kahl geschorenen Köpfen. Die wenigen Frauen, wesentlich besser gekleidet, tragen Wollmützen in grellen Farben. Wie lange noch wird man die ehemalige Sowjetunion am Geruch erkennen?

Ich lächle anhaltend, weil ich glaube, jeden Moment Juri Andruchowytch gegenüber zu stehen, erblicke statt dessen aber ein auf dem Kopf stehendes Schild mit meinem Namen, darüber das blasse Gesicht einer rothaarigen Schönheit mit großen Ohrclips, darunter ihre langen Beine in weißen Stiefeln – Ludmila, die Fahrerin des Goethe-Instituts.

Ohne Juri, der erst morgen nach Kiew kommen wird, fahren wir in die Stadt. Kiew, schreibt er, das ist für mich ein Archipel, eine Handvoll Menschen, die dort wohnen, in Redaktionen, Studios, Wohnungen und Cafés versprengt, Leute, die sich, von anderen unbemerkt, schon seit Jahren oder Jahrzehnten der Kiewer Mechanisierung entgegenstellen und dabei lebendige Wesen bleiben. Zwischen ihnen liegen enorme, nur per Metro zu bewältigende Distanzen. Von einem Unterschlupf zum nächsten führen meine Routen durch eine Stadt, die in Wirklichkeit aus lauter Mini-Festungen besteht. Ins Freie zu gehen, bleibt eine äußerst widerwärtige und gefährliche Angelegenheit, die man sich nur erlaubt, um die Alkoholvorräte aufzufüllen. Ringsum streifen Monster umher und knurren.

In Kiew bin ich der einzige Mensch ohne Mütze. Außer mir tragen nur Uniformierte lange Mäntel.

Freitag, 4. März 2005

Nach dem Frühstück sehe ich Juri. Ich sehe ihn drei Mal auf Brusthöhe im DIN A 3 Format an einer Art Trafoshaus. Juri lächelt wie der Vorsänger eines Kosakenchores. Nach dem heutigen Datum folgt weiß auf schwarz: Juri Andruchowytch präsentiert den ostdeutschen Schriftsteller Ingo. Mein Nachname ist dem Logo der Bank Ukraina zum Opfer gefallen. Dem Plakat begegne ich an Bauzäunen, Häuserwänden und im Goethe-Institut, einem nach Plänen von Mies van der Rohe Ende der 60er Jahre errichteten Bürobau, in dem früher die „Interflug“ saß.

Olia, meine Übersetzerin, die kurz nach mir den Raum betritt, weiß bereits, dass Juri in Lwiw den Zug verpasst hat, weil er noch etwas zu trinken kaufen wollte. Sie habe heute früh seine Reisetasche von der Waggon-schaffnerin in Empfang genommen. Juri sei aber bereits mit einem Auto auf dem Weg nach Kiew. „So Gott will, wird er es schaffen!“ flüstert die Ortskraft aus der Bibliothek.

Olia tippt auf das Signet der Bank Ukraina. Ich solle nicht gekränkt sein, wichtig sei doch nur, dass es diese Plakate überhaupt gebe, nein, anders, wichtig sei doch nur, dass Juri mein Buch herausgibt und vorstellt. „Das ist wie ein Freifahrtschein in die ukrainische Literatur!“

Als wir die Straße zum berühmten Majdan überqueren wollen, fährt ein Begräbniswagen vorbei, dem einige große Limousinen folgen. Im letzten Wagen, der an der Ampel halten muss, sitzt hinten ein junger Mann neben einem Pinguin. Ich halte den Pinguin zuerst für ein

Stofftier, aber er bewegt seinen Kopf und einen Flügel. Olia vermutet, der junge Mann habe eine Patenschaft im Kiewer Zoo übernommen.

Wir sitzen dann im Café „Orange“, der Espresso kostet umgerechnet drei Euro. Während Olia von den Demonstrationen erzählt, denke ich, dass die orangene Revolution auch für mein Buch vorteilhaft ist, denn jetzt werden unsere Gesellschaften einander ähnlicher. „Ihr werdet hier bald unsere Probleme kriegen“, sage ich. „Eure Probleme haben wir längst. Wir sind nur die alten noch nicht losgeworden“, erwidert sie, und beginnt, als lohne es nicht weiter über Probleme zu reden, von Juri, dem Patriarchen von BuBaBu zu erzählen, den sie zum ersten Mal früh um acht an einem Sonntag Morgen 1990 im ausverkauften Opernhaus von Lwiw erblickte, wie er mit seinen beiden Mitreitern auf der Bühne erwachte. Gähnend und sich streckend trugen sie ihre ersten Gedichte vor. Nach zwei Stunden setzte das bis dahin so unsichtbare wie unhörbare Orchester mit dem Bubababu der Fünften von Beethoven ein, zu dessen Klängen Juri deklamierte – für alle ein unvergessliches Erlebnis!

Ich frage Olia, was sie von der Formulierung meines Freundes Boris hält, der für die Künstler und Schriftsteller eine Entwicklung vom Propheten zum Kleinunternehmer diagnostiziert. „Juri ist ein Prophet!“ ruft Olia und rezitiert mir eines seiner frühen Gedichte. Was ich denn von ihm gelesen habe? Ein paar Essays. „Zwölf Ringe“, sein letzter Roman, soeben auf Deutsch erschienen, liegt im Koffer.

Olia erteilt mir Nachhilfe: Sein erster Roman, „Rekreacij“ von 1992, erzählt die Geschichte einer Nacht in einem kleinen Karpatenstädtchen, in dem ein riesiges Festival stattfindet. Sein zweites Buch „Moskoviada“, geschrieben in Deutschland, veröffentlicht 1993, ist eine Abrechnung mit der Sowjetunion. Erzählt wird ein Tag im Leben eines ukrainischen Dichters im Mai 1991, wenige Wochen vor dem Putsch und dem Zerfall des Imperiums. Der Dichter wandert durch Moskau und wird dabei immer betrunken. „Perverzija“ von 1996 kreist um das rätselhafte Verschwinden eines Ukrainers in Venedig, während ja in den „Zwölf Ringen“, erschienen 2003, einem Westler dieses Schicksal in der Ukraine widerfährt. Das sei sozusagen... In diesem Moment klingelt ihr Handy. Olia starrt mit ihren großen blauen Augen auf meine Knie, sagt: Da – da – da und reicht mir das Handy. Das sei jetzt Schicksal, höre ich Juri. Seinem Wagen seien gleich drei Reifen geplatzt, aber wir hätten ja noch drei Lesungen zusammen, ich werde sehen, wie gut alles heute Abend auch ohne ihn werde, Courage, Ingo, Courage!

Als ich 19.30 Uhr vor dem Polytechnikum, einem Bau der Stalinzeit, eintreffe, fühle ich mich unter meiner neu erworbenen Mütze praktisch unsichtbar. Angeblich hat es sich schon herumgesprochen, dass Juri nicht kommt. „Die fünfhundert Leute sind tatsächlich dein Publikum“, sagt Olia.

Diesen Eindruck teile ich von Anfang an nicht. Als wir auf die Bühne steigen, gibt es die ersten Pfiffe.

(Ich überspringe jetzt einiges aus Zeitgründen)

Die hundertfünfzig Zuhörer bleiben alle zur Diskussion. Eine Frau, die Julia Timoschenko zum Verwechseln ähnelt, fragt, welche ukrainischen Autoren ich kennen würde? Den einen, den wir alle kennen, sage ich. Und was ist mit Schewtschenko, was mit Antonytsch? Die kenne ich aus den Essays des Einen. In möchte gern noch Namen nennen, aber mir fallen nur noch Joseph Roth, Bruno Schulz und Nikolai Gogol ein. „Meines Wissens“, sage ich, „gibt es von Antonytsch keine Zeile auf Deutsch, und die einzige deutsche Ausgabe von Schewtschenko stammt von 1951, erschienen im „Verlag für Fremdsprachen“ Moskau. Diese Kenntnisse verbessern meine Situation nicht.

Ich höre mich dann selbst von der Analogie unserer Erfahrungen reden, dem Weltenwechsel, von einem System zum anderen, nur dass es in Deutschland praktisch keine Übergangsperiode gegeben habe, hingegen in der Ukraine alles Übergang sei. „Und befindet sich nicht ein Großteil der Welt in diesem Übergang?“ Ich rede von dem Vorteil, den der fremde Blick auf den Westen bietet, und sage, was ich häufig auf Lesungen sage, dass im

Osten die Worte die Zahlen verdeckten und jedes Wort so ungeheuer wichtig war, während bei uns spätestens seit der Ankunft der D-Mark die Zahlen die Worte verdecken, die Zahlen, die wir wie ein Naturereignis hinnehmen, statt zu fragen, auf welchen metaphysischen Annahmen sie beruhen. Die entscheidende Frage jedoch ist: Wo können Worte heute noch etwas anderes erreichen als die Steigerung der eigenen Auflage? Ist eine Talkshow, eine Laudatio, eine Messe noch für etwas anderes gut, als die Auflage um zwei, um zehn oder hundert Exemplare zu erhöhen?

Spätestens hier merke ich, dass ich mich verrannt habe. Denn die Frage nach der Wirkung sollte ich als Leser stellen. Die Ukraine, ruft jemand dazwischen und Olia übersetzt, das war das Gefängnis von gestern, über Nacht in einen basar-woksal, einen „Bahnhofsmarkt“ transformiert. Zusammengefasst sagt er etwa: Das Gesetz des Gefängnisses blieb in Kraft, denn dieses Gesetz ist wesentlich die Gesetzlosigkeit. Mafia sind nicht die Leute, die in Prag auf Ladenbesitzer schießen oder in der Budapester Innenstadt Autos demolieren. Mafia – das sind prinzipiell alle. Korruption als Dauerzustand der sozialen Beziehungen. Prostitution als Normalität.

Ich sage, dass doch jetzt eine berechtigte Hoffnung auf Veränderung besteht. Die Frau, die aussieht wie Julia Timoschenko, schneuzt sich und nickt vor sich hin. Eine ältere Dame erhebt sich, ihre Stimme verrät die ewig junge Studienrätin, ihr Deutsch ist fehler- und nahezu akzentfrei. Nach dem sie sich für mein Kommen bedankt hat, fragt sie, ob ich, wenn ich von Übergang, von der Transformation der Gesellschaft sprechen würde, nicht automatisch, also ohne Nachzudenken, den Westen als eine Art Endziel darstellen würde, so als wäre alle Geschichte eine Heilsgeschichte, die in dem Maße glücke oder missglücke, in dem sich ein Land verwestliche. Ob ich dem Westler nicht eine Art Zuschauer- oder gar Schiedsrichterposition zuweise, der die Entwicklung der Anderen beurteile, ohne dabei zur Kenntnis zu nehmen, dass es ja der Westen sei, der sich immer unähnlicher werde, ja dass es aus ihrer Sicht so aussehe, als nehme sich der Westen den wilden Kapitalismus des Ostens und fernen Ostens zum Vorbild und opfere der Ideologie der Privatisierung das Beste, was er habe, als arbeiteten die Politiker an ihrer eigenen Abschaffung, und ob wir die einfachen Wahrheiten westlichen Denkens, nach denen zum Beispiel das Effizienzstreben im Einzelnen im gesellschaftlichen Ganzen Chaos und Irrationalität bewirke, vergessen hätten? „Langer Rede kurzer Sinn“, sagt sie abschließend, „ist nicht der Westen auch eine Übergangsgesellschaft? Könnten wir nicht alle den letzten Satz aus Joseph Roths ‚Kapuzinergruft‘ unterschreiben, ‚Wohin soll ich jetzt, ein Trotta...‘? Sind wir nicht alle Trottas?“ Sie wiederholt ihren Sermon auf Ukrainisch, so dass mir genügend Zeit zum Nachdenken bleibt.

(aus Zeitgründen überspringe ich meine Antwort)

Während ich signiere, plärrt aus unsichtbaren Lautsprechern russischer Pop, vor der Bühne wird getanzt. Ich werde aufgefordert herunterzukommen. Aber wir müssen zum Nachtzug nach Lwiw.

Die Schlafwagenschaffnerinnen stehen wie Ordonanzoffiziere neben den Waggontüren auf dem Bahnsteig. Olia überzieht auch mein Bett. Als ich auf den Gang trete, steht genau jene Frau vor mir, die aussieht wie Julia Timoschenko. Sie verschwindet sofort im Nachbarabteil, Frauenstimmen prusten los, wir hören sie kichern, einmal wird an die Wand geklopft. „Deine Groupies“, sagt Olia. „Zwölf Stunden bis nach Lwiw – nicht der Rede wert.“

Als der Zug anfährt, ertönt Estradenmusik, überall klirrt, scheppert und quietscht Eisen. Die Schaffnerin bringt heißen Tee.

Ich kann nicht schlafen und beginne „Zwölf Ringe“ zu lesen. Mehrmals mache ich das Licht aus und wieder an. Auf Seite 292 schlafe ich endlich ein, doch nur um einen Augenblick später mit einem „Muschtschina, padjom“, von der Schaffnerin wachgerüttelt zu werden. Bevor wir in Lwiw ankommen, soll der Wagen geputzt werden. Ich traue meinen Ohren nicht. „Ja inostranjetz“, sage ich, also: Ich bin Ausländer. „Tscho?!“ kreischt sie. Ich verstehe nur,

dass ich angeblich der einzige junge Mensch im ganzen Waggon sei. Ich füge mich mit dem Hintergedanken, heute Abend etwas erzählen zu können. Am schwierigsten ist es, den Tambur von den zahllosen Kippen zu säubern, die an dem rutschigen, von Blutspuren markierten Boden festgefroren sind. Für die Klomuschel verbrauche ich fast fünf Kübel eisiges Wasser. Dabei stören mich andere Reisende, Frauen in flauschigen Kopftüchern und polternde Veteranen mit Orden an den Rockaufschlägen. Nur Julia Timoschenko und ihre Mädchen bleiben unsichtbar.

Die Enttäuschung entsteht an jener unsichtbaren Grenze, wo es zur Berührung des Imaginären mit dem Realen kommt. Und weil diese Grenze tatsächlich unsichtbar ist, kann sich die Enttäuschung manchmal unmerklich in Begeisterung verwandeln. Deshalb euphorisiert mich die Einfahrt in Lwiw. Die Stadt liegt auf malerischen grünen Hügeln. Das Morgenlicht ist so hell und klar, als wäre hier schon Frühling.

Beim Aussteigen schmeiße ich der verblüfften Schaffnerin meine Pudelmütze vor die Füße. Cembaloklänge begrüßen uns aus den Lautsprechern. „Galizien!“ raunt Olia. Nur ein paar hundert Meter vom Bahnhof entfernt verläuft die Wasserscheide zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, erklärt sie mir.

Auf dem Bahnsteig steht Juri mit ausgebreiteten Armen. Seine Gegenwart lässt sogar die kichrigen Mädchen verstummen, die uns wie schlechte Geheimdienstler folgen.

Lwiw hat offenbar die Architektur und Anlage aus dem Mittelalter bewahrt, ergänzt um prachtvolle Barockbauten. Die Häuser der Sowjetzeit und die Industriebetriebe verstecken sich hinter den Wäldern, die, wo gibt es das sonst, als englische Parkanlagen in die Stadt wachsen.

Vom Hotel Savoy aus, einem frisch renovierten Jugendstilbau, flanieren wir durch die Straßen. Auf Schritt und Tritt begleitet uns Taubengurren. Lwiw ist eine jener Städte, in denen die Liebe zur Archäologie, ja sogar eine merkwürdige Abhängigkeit von ihr, unvermeidlich ist. „Archäologie“ verstehe ich hier im weitesten Sinne – als die Möglichkeit, Spuren wieder zu finden, in immer tiefere Schichten einzutauchen.

Juri zeigt diese Schichten vor, er vergisst nicht, er relativiert nicht und lässt ihnen trotzdem Gerechtigkeit widerfahren. In seiner Sprache gibt es keine Nostalgie und keinen Hass, auch wenn er über Hass und Nostalgie schreibt. Seine Essays und Romane lassen sich wie Palimpseste lesen, es sind Schichtungen, thematische, historische, stilistische.

Wir gehen an der Synagoge „Zur goldenen Rose“ vorbei und an der tatarischen Moschee in Richtung der griechisch-katholischen Georgskathedrale. Kurz vor der Brücke über die Poltwa, auf der man bis nach Danzig oder Lübeck segeln könnte, werde ich Zeuge einer unglaublichen Begebenheit:

„Doktor Andruchowysch!“ ruft ein kleiner Mann, der aus seinem Buchladen auf uns zu eilt.

„Eine Minute!“ Er bittet Juri, ein Buch zu signieren. Wir bleiben stehen. Plötzlich steckt Juri den Kuli wieder ein, beginnt zu blättern, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn. „Ein Raubdruck“, sagt er dann sehr ruhig und steckt das Buch ein. Der Buchhändler läuft noch eine Weile zeternd hinter uns her. Als ich mich nach ihm umdrehe, ist er jedoch verschwunden.

Von einem Restaurant über der Stadtmauer blicken wir auf eine leicht abfallende grellgrüne Wiese mit Obstbäumen, an die der halbphantastische Tiergarten von Pohuljanka grenzt.

Nachdem ich endlich mein Erlebnis mit der Schaffnerin losgeworden bin, eine Person, die zu meiner leisen Enttäuschung einschlägig bekannt ist – Julia Timoschenko und ihre Mädchen kichern am Nebentisch -, berichte ich von meiner nächtlichen Lektüre. „Wenn ein wesentliches Kriterium von Literatur“, beginne ich hoch gestimmt, „die Verschmelzung von Erzählstimme und Stoff ist, das heißt, wenn eine Nacherzählung misslingt, weil sie die Brechungen, Perspektivwechsel, Unsicherheiten, Varianten und expliziten Warnungen des Erzählers ignoriert, dann bist du, lieber Juri, ein literarischer Großmeister.“

Und schon spreche ich über die Janusköpfigkeit eines jeden seiner Sätze. Denn in den „Zwölf Ringen“ erzähle er eine Geschichte, ja sogar eine parabelhafte Geschichte, und liefere

zugleich deren Parodie, ohne die Glaubwürdigkeit seiner Figuren zu zerstören. Ich vergleiche sein Verfahren mit einer Art Schutzimpfung, weil ihm genau jener ständige Wechsel von Nähe und Distanz, Innigkeit und Sarkasmus gelingt, der Stil und Erzähltes parodie-resistent macht, so dass man mit Nabokov sagen darf, dass „der Geist der Parodie ja stets die wahre Poesie begleitet.“

Deshalb, so fahre ich fort, fällt es schwer, über das Buch zu sprechen, weil die eigentliche Botschaft in dieser Erzählstimme liegt. Sie ist so einprägsam, dass man unwillkürlich glaubt, die Vorbilder zu kennen, dabei erinnert sie vielleicht vom ersten Moment an nur an sich selbst. Durch diese Stimme scheint ein Weltverständnis, in dem Hoffnung und Trauer, Melancholie und Selbstbewusstsein, Aufklärung und Fatalismus, Lachen und Weinen, Komik und Tragik zeitgleich präsent sind, und vielleicht darf man das eine lebendige Erfahrung, ein vergegenwärtigtes Wissen nennen.

Und deshalb, rufe ich, ist es auch so verführerisch, dich stilistisch einordnen zu wollen.

Niemand könnte widersprechen, stellte man Juri Andruchowytch zwischen den deutschsprachigen Geschichtenerzähler Joseph Roth und den Polen Bruno Schulz mit seinen Prosagedichten. Ebenso gut ließe sich auf den Artisten Nabokov, auf dessen Souveränität und dessen Episierung des Erzählten verweisen. Oder auf die Analogie zu dem Zauberbergmärchen mit seinen Seancen, die sich für deutsche Leser unweigerlich einstellt, auf Danilo Kiš ebenso wie auf Bohumil Hrabal. Mit dem gleichen Recht wäre aber auch Bram Stokers Dracula zu nennen, Gustav Meyrinks Golem oder gar Jules Verne. Und dabei kennen wir den eigentlichen Bezugspunkt, nämlich Bohdan Ihor Antonytsch noch gar nicht.

Julia Timoschenko meldet sich zu Wort. Der Stil sei ein Seismograph, ein Geigerzähler für die Wirklichkeit. Ihre Mädchen applaudieren, Juri starrt in sein Glas.

Vielleicht, fahre ich fort, hat Juri die „Zwölf Ringe“ eigens für Westler, oder sagen wir, für Ukraine-Unkundige geschrieben. Denn die Figur des Österreichers Karl-Joseph Zumbrennen, der, interessiert, aufgeschlossenen, verliebt, durch das Buch geistert, und dem seine pralle Geldbörse, vor allem aber seine mangelnden Fremdsprachenkenntnisse zum Verhängnis werden, so dass er nur noch als Seele seinen Rückflug gen Wien, zur Kapuzinergruft antreten kann, könnte als Hauptfigur des Buches gelten. Ihm gehören Anfang und Ende. Andererseits scheint seine Wirkung nur der eines Katalysators für die zerrüttete aber nicht erloschene Liebe von Roma Woronytsch und ihrem heruntergekommenen Poetengatten Artur Pepa zu entsprechen. Schließlich ist Zumbrennen, der Ausländer, eine Figur, ohne die jenes Ensemble nicht komplett wäre, in das die heutige Ukraine ihre, einer bekannten Forderung entsprechend, typischen Vertreter entsandt hat.

Der Schauplatz des Romans, das Wirtshaus „Auf dem Mond“ in den Karpaten, das durch seine wechselnden Bestimmungen die Weltgeschichte des letzten Jahrhunderts in sich gespeichert hat, gleicht einer Arche nach der Sintflut. An den Figuren, die ihr entsteigen, erahnen wir, was es heißt, in einer Gesellschaft zu leben, in der sich verschiedene Systeme und Zeiten in der Gegenwart überlagern und durchdringen, und sich in ihren Wirkungen gegenseitig verstärken oder auslöschen. Zerrbilder sind hier kein Kunstgriff, sondern unvermeidlich.

„Guten Appetit“, sagt Olia, riesige Schaschliks stehen vor uns, dazu gibt es 0,7 Liter Bierdosen „Warzabytsch seidig“. Juri bittet Julia Timoschenko, eine Ärztin, wie sich herausstellt und ihre Mädchen, Studentinnen der Pädagogik, an unseren Tisch. Wir stoßen an auf den Frühling.

Unsere Lesung findet in der bis zum letzten Platz gefüllten Oper von Lwiw statt, einem barocken, gelb angestrichenen Bauwerk eines weltberühmten Architekten, wie mir der Beleuchtungsmeister bei der Tonprobe versichert.

Juri und ich lesen zwei Zugaben und haben sieben Vorhänge gemeinsam. Dass ich das achte Mal allein vor den Vorhang trete, deutet man allgemein als Signal zum Aufbruch.

Aus Zeitgründen gehe ich jetzt über zum

Sonntag, 6. März 2005

Juri weckt mich nach kaum drei Stunden Schlaf. Das Wetter sei herrlich, wir sollten einen Ausflug machen.

Als ich zwanzig Minuten später das Hotelfoyer mit meinem Rollkoffer durchquere, verstauen Juri und die Frauen Esspakete in ihren Rucksäcken.

6.41 Uhr dampft unser Zug unter Cembaloklängen aus dem vom Vogelgezwitscher erwachenden Lwiw ab. Die Frauen schlafen, den Kopf auf der Schulter ihrer Nachbarin, sofort ein.

Statt direkt nach Iwano-Frankiwsk zu fahren, will mir Juri, der sich Olias Handy ausborgt und erklären lässt, die Karpaten zeigen. Doch nicht irgendeinen Berg, sondern den Mittelpunkt Europas. Wir sehen hinaus in den verfrühten Frühling und plaudern über alles Mögliche, zum Beispiel darüber, dass für uns beide Hemingways „Paris – ein Fest fürs Leben“ das Heroin unserer Schriftstellerträume war, dass wir beide den Teufel in einem Chrysler fahren lassen, gern über die Meister des Wortes schreiben, uns sieben Jahre Zeit für das letzte Buch ließen und die Provinz unser bevorzugtes literarisches Muster ist. In seinem höflich altertümlichen Deutsch sagt Juri, ich zitiere sinngemäß: Ich erlaube mir hinzuzufügen: es ist eine Provinz, wo jeder weiß, dass er sich in Wirklichkeit im Zentrum befindet, denn das Zentrum ist überall und nirgends, so dass man aus den Höhen und Tiefen des eigenen Arbeitszimmers ruhig auf alles andere einschließlich New York und Moskau herabblicken kann. Das bedeutet auch das Fehlen jeglicher Koordinaten, das Chaos des menschlichen Seins, die Abwesenheit der schlüssigen „Verkehrsknotenpunkte“ des Vertikalen mit dem Horizontalen und umgekehrt. Und das gefällt mir am besten.

„Mir auch“, sage ich. Denn Literatur, die heute diesen Namen verdient, zieht ihre Bedeutung ja nicht daraus, dass sie die am meisten – mit und ohne Anführungsstriche - entwickelten, modernen, avancierten Länder und Metropolen in sich aufsaugt und beschreibt, sondern inwieweit sie in der Lage ist, sich zu öffnen für die ganze Welt und Verbindungen herzustellen. Und vielleicht lassen sich in der Provinz, also in Berlin und in Iwano-Frankiwsk, die Verkehrsknoten einfacher knüpfen, weil man dort gar nicht erst in Versuchung geführt wird, sich für den Nabel der Welt zu halten, weil dort das Lauschen in die Welt eine Selbstverständlichkeit ist.

Juri kämpft mit dem Handy. Kurz darauf hält der Zug mitten auf der Bahnstrecke. Nina, Juris Frau, und ihre beiden Kinder, Sofia und Taras, steigen ein. Sofia überreicht mir ihr drittes Buch, einen schön gebundenen Band mit Erzählungen.

Die Staatsbahn weicht vom Fahrplan nur für Dichter ab, kommentiert Olia lapidar diese Ungeheuerlichkeit. „Zwei Flaschen Horilka“, sagt Juri, deutet in Richtung Lok und gibt erleichtert das Handy zurück.

Ich frage, mit Blick auf die Wanderschuhe der anderen, ob sich am Mittelpunkt Europas auch Schließfächer befinden.

Während des sonntäglichen Frühstücks nimmt man erstmalig keine Rücksicht mehr auf den nicht-ukrainisch sprechenden Gast. Ich schließe die Augen.

Bei nächster Gelegenheit werde ich Juri sagen, dass mein Lieblingsstück sein „Mittelöstliches Memento“ ist, von ihm als Essay bezeichnet, für mich die lyrische Erzählung seiner Familie und eine Erzählung über die historische Zeit, die sich unter der Hand in die zyklische Zeit des Osterfestes verwandelt. Ostern scheint überhaupt sein bevorzugtes Fest zu sein, diese Nähe von Tod und Auferstehung, Sterben und Geborenwerden, der Kreislauf des Lebens. Als Leser erfahre ich mit dem Autor den kalten Schrecken vor der eigenen Sterblichkeit. Die Worte stoßen an die Grenze des Sagbaren. Man kann das nicht einfach zitieren, weil seine Sätze immer nur einzelne Töne einer Melodie sind, aus der der jeweilige Satz erst seine Balance, seine Harmonie oder Disharmonie gewinnt. Das Lamento über die Vergänglichkeit hebt an: Ich kenne keine größere Einsamkeit als die Unsere, keine größere Öde, als die, die über uns dräut. ... ich bin auf mich allein gestellt, ich bin gekommen und werde wieder gehen.

Doch etwas bleibt. Etwas wird weitergegeben. Ich spreche nicht von den Genen. Einmal lebte in dieser Welt, nicht weit von mir (und manchmal unerträglich nahe) mein Vater. Es gibt ihn jetzt hier nicht mehr, doch etwas gibt es noch: die Intonation, eine Geste, eine Wortfolge im Satz, die Pause, das Timbre, den Husten. Das bin ich, das ist er, das sind alle, die vorher und die danach. Ich schaue vom Hügel auf den Wald – und vergesse alles, erstarre, werde still. Und dann plötzlich: Schaut nicht er auf den Wald, ist das nicht sein Blick?

Und ist das nicht, möchte ich fragen, die „Spur des Unendlichen“ im Anblick des Anderen? Im selben Moment gibt es einen fürchterlichen Ruck, der Zug steht. Der Mittelpunkt Europas ist ein hoher Berg in Form eines Zuckerhuts. Statt in Serpentinaen schraubt sich der Weg spiralförmig um ihn herum. Elf oder zwölf Mal, so zähle ich, muss der Berg umrundet werden, bis man den Gipfel erreicht. Weit und breit kein Schließfach. Julia Timoschenko bietet sich an, meinen Rollkoffer ein Stück zu ziehen. Ich denke gerade, wie schön es ist, dass mir die Hälfte der Reise noch bevorsteht, da stolpere ich und stürze...

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Hier breche ich aus Zeitgründen ab. Sie wissen es längst: Ich bin nie in der Ukraine gewesen, nichts stimmt, alles ist erlogen oder, etwas weniger hart ausgedrückt, erträumt.

Ich bekenne mich schuldig, schon mehr als zwanzig Minuten Ihrer Zeit mit Fabuliertem vergeudet zu haben. Gründe dafür gibt es viele, ob sie als mildernde Umstände in Betracht kommen, liegt ganz bei Ihnen.

Grundsätzlich möchte ich aber darauf verweisen,

dass die Übertreibung sowieso immer in der Realität liegt und nicht im Erfundenen, dass der Traum nicht weniger über den Träumer verrät als der Bericht über den Berichterstatter,

dass dem Preisträger, diesem Meister der Desinformation, auf hergebrachte Art und Weise kaum beizukommen ist,

dass es womöglich nicht das Schlechteste ist, wenn man sich einen Kollegen als Reisegefährten und Kompagnon wünscht,

dass ich nur die halbe Reise vorgelesen habe,

dass ich mich nicht mit der Rolle des auktorialen Laudators anfreunden konnte,

dass es womöglich etwas bedeutet, wenn man nicht mehr vom Westen sondern vom Osten träumt

und

dass Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, vielleicht noch heute Abend oder morgen froh über meine Flunkerei sein werden, weil Sie damit alles Gesagte leichter Hand für Mumpitz erklären und sich ganz auf das Eigentliche konzentrieren können, nämlich die Bücher von Juri Andruhowytsch selbst zu lesen.